



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

X. X.: Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bei den zahlreichen und großen Culturaufgaben, welche dem jungen Magyarischen Staate in der Gegenwart gestellt sind, und bei den bedeutenden Schwierigkeiten, die gerade es in dieser Richtung in seinem Innern zu überwinden hat, halten wir es für nichts weniger als gut gethan, durch solches Vorgehen die Gedanken aller nichtmagyarischen Nationalitäten dieses Staates in Bahnen zu drängen, die für beide Theile unheilvoll, nur die Frage allgemeiner anregen würden, ob sich dieser Staat überhaupt jener Culturaufgabe, die ein europäisches Interesse ist, gewachsen zeige.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 30. November.

Als eine der Hauptannehmlichkeiten des großstädtischen Lebens habe ich immer — wie wenig auch Mancher mir darin beistimmen mag — den lärmenden Straßenverkehr betrachtet. Das Bewußtsein, in dem großen Strom ungekannt und unbemerkt einherzuschwimmen, gewährt ein ganz eigenthümliches Gefühl der Ungenirtheit und Sicherheit. Man geht und steht nach Belieben, bezieht, was Einem gefällt, trällert ein Liedchen, wenn's Einem just in die Kehle kommt, kurz, wenn man nur mit der nöthigen Geschicklichkeit den Elbogen der Mitbürger und Mitbürgerinnen auszuweichen versteht, ist man der freieste Mann von der Welt. So in Leipzig auf der Grimma'schen Straße und in Frankfurt auf der Zeil. Aber die Behaglichkeit des Gewühls hat ihre Grenzen und Berlin hat sie längst überschritten. Wer bei schlechtem Wetter, wo der Boden unsicher, die Aussicht getrübt und das Vorwärtskommen noch obendrein durch die ewige Carambolage der Regenschirme gehemmt ist, den Kreuzungspunkt der Friedrichs- und Leipzigerstraße, den Potsdamer Platz, die Umgebung des Brandenburger Thors, die Linden an der Mündung der Friedrichsstraße, die Kurfürstenbrücke und Königsstraße zu passiren hat, thut wahrlich wohl, vorher sein Testament zu machen. Die Bewohner des „Rheinischen Hofes“ an der Ecke der Friedrichs- und Leipzigerstraße haben unausgesetzt Gelegenheit, alle Aufregungen des Sports zu genießen. Aus allen vier Himmelsrichtungen prallen ohne Unterbrechung Wagen und Menschen zu einem dichten Anäuel auf einander: eine kleine Verwicklung, der Sturz eines Droschkengauls — und das Unglück ist geschehen. Von Jahr zu Jahr

hat sich dieser Zustand verschlimmert; in der jüngsten Zeit ist es dergestalt unendlich geworden, daß die Polizei sich endlich zu außerordentlichen Schritten entschlossen hat. Seit Kurzem steht man an jeder der gefährlichen Stellen einen Schutzmann hoch zu Roß, der wie der rocher de bronze aus der Fluth hervorragt und die Wogen zu beiden Seiten ruhig abfließen läßt. Weitere Maßregeln stehen in Aussicht; vor Allem hat man eine Beschränkung des Lastwagenverkehrs auf bestimmte Tagesstunden im Auge. Die Interessenten werden freilich nicht ermangeln, über Ungerechtigkeit zu klagen; dennoch ist die Beschränkung grade eine Forderung der Gerechtigkeit. Denn die trägen und schwerfälligen Lastwagen tragen an allen Störungen des Straßenverkehrs notorisch die Hauptschuld; es ist aber durchaus unstatthaft, daß einem Bruchtheile zuliebe der ganze Verkehr geschädigt werden soll. Und was diese Schädigung besagen will, begreift Jeder, der den Werth der Geschwindigkeit bei Zurücklegung großstädtischer Entfernungen zu schätzen weiß. Gründliche Abhülfe freilich wird auch durch dies Mittel nicht geschaffen; sie kann nur von der Erschließung neuer Verkehrswege, d. h. nur von der Anlegung von die Stadt quer durchschneidenden unterirdischen oder über die Dächer führenden Eisenbahnen erwartet werden. Vor einigen Jahren noch hätte der Berliner Philister diese Idee für den Scherz eines Witzbolts gehalten; heute liegen bekanntlich längst derartige Pläne vor und ihre Ausführung ist nur noch eine Frage der Zeit, hoffentlich einer recht kurzen.

Mit diesen Plänen in Zusammenhang steht die Aufgabe einer zweckmäßigen Verknüpfung der inneren Stadt mit den Vorstädten, resp. der umliegenden Ortschaften. Die bisher vorhandenen Verbindungsmittel, sämmtlich noch sehr jungen Datums, genügen bei weitem nicht dem Bedürfniß, einem großen Theile des in der Stadt beschäftigten Publikums die Möglichkeit des Wohnens außerhalb der Stadt zu verschaffen und dadurch das Uebel der Wohnungsnoth endlich an die Wurzel zu treffen. Man begreift nicht, wie in Berlin das Verkehrsmittel der Pferdebahn, abgesehen von der einzigen Strecke Berlin-Charlottenburg, bis in die jüngste Zeit so vollständig unausgenutzt bleiben konnte. Die Eile, mit welcher man jetzt bestrebt ist, das Versäumte nachzuholen, ist nur zu sehr berechtigt.

Ad vocem Wohnungsnoth ist übrigens die erfreuliche Thatsache zu constatiren, daß dieselbe sich im Vergleich zum vorigen Winter erheblich gemildert hat. Natürlich, denn mit der Katastrophe des Bauschwindels mußten auch die schwindelhaften Wohnungspreise sinken. Trotzdem sind wir noch keineswegs zu normalen Zuständen zurückgekehrt. Bekanntlich hat man vor etwa 1½ Jahren als die Wohnungsfrage so recht augenfällig ihre bedenkliche Gestalt annahm, Asyl für Obdachlose errichtet. Leider findet sich immer, daß der Anspruch zum Asyl für Männer grade jetzt so stark ist, wie kaum je zuvor,

namentlich jüngere Männer stellen sich in auffallend großer Zahl ein. Eine direct entgegengesetzte Bemerkung freilich wird bei dem Asyl für obdachlose Frauenzimmer gemacht; dort hat man sogar infolge mangelnden Bedürfnisses einen Theil des Hauses vermietet. Leider ist es nur nicht gestattet, diese Erscheinung schlechtweg als ein günstiges Zeichen der Zeit zu begrüßen. Zu bekannt sind die Verlockungen, welchen hilflose Mädchen in einer Großstadt ausgesetzt sind, und nur zu gewiß ist, daß sie ihnen noch immer in ungemessener Zahl unterliegen. Man bedenke, welch einen bestrickenden Reiz diese feenartig prunkenden Tanzsäle mit ihren Bacchanalien auf ein unbewachtes, durch kein Mutterwort mehr gewarntes Wesen unter allen Umständen ausüben müssen; wievielmehr nun, wenn es sie eintauschen kann gegen die kummervolle Lagerstatt im Asyl! Auf die moralische Widerstandskraft dieser Bedauernswerthen zu rechnen hat unsere Zeit kaum ein Recht. Wenn in der sogenannten guten Gesellschaft die unersättliche Gier nach Genuß das Alles beherrschende Lebensprinzip geworden ist, mit welchem Rechte will man verlangen, daß die dienende Classe vor dem Vorbilde der Herren die Augen verschleße? Man wird gewiß nicht fehlgehen, wenn man jenes erschrecklich üppige Emporwuchern der öffentlichen Sittenlosigkeit, über welches im Frühjahr des vorigen Jahres ganz Berlin die Hände rang, auf die moralischen Gebrechen der besitzenden Klasse als seinen wenn nicht einzigen, so doch wesentlich mitwirkenden Urquell zurückführt. Inzwischen ist freilich einigermaßen Wandel geschaffen. Strenge Polizeimaßregeln haben jenen übertünchten Auswurf der Gesellschaft, der mit empörender Frechheit die Straße beherrschte, mehr und mehr in seine Schranken zurückgewiesen. Aber zur gründlichen Bekämpfung des in Rede stehenden socialen Uebels bedarf es anderer Mittel, als gewaltsamer Repression. Es handelt sich um vorbeugende Maßregeln, und diese kann im Wesentlichen nicht die Stadtpolizei, sondern nur die Gesellschaft selbst in freier Thätigkeit ergreifen.

Auf ein in dienender Stellung in ein Haus eintretendes Mädchen wird eine humane Herrschaft jederzeit in erspriesslicher Weise einzuwirken verstehen; in ihre Hand ist es gegeben, durch richtige Behandlung und gutes Beispiel es vor manchen Gefahren zu behüten. Ungleich bedenklicher ist die Lage aller anderen auf sich selbst angewiesenen Mädchen. Vergangene Woche hörten wir im hiesigen Rathhause einen Vortrag über die Frage, wie die Frau zum selbstständigen Erwerbe gelangen solle. Es wurden Provinzialgewerbeschulen für junge Mädchen, mit unentgeltlichem Unterricht, vorgeschlagen. Nun gut, allen in derartige Anstalten eintretenden Mädchen würde damit zugleich ein bedeutender sittlicher Halt geboten sein. Aber wie steht es um Jene, welche um zu leben, ihre mehr oder minder qualifisirte Arbeit sofort im Tagelohn verwerthen müssen, die Fabrikarbeiterinnen, Wäscherinnen, Nätherinnen? Un-

sere ganze Weisheit hat bisher darin bestanden, sie womöglich in sog. Frauenvereine, Arbeiterinnenbildungsvereine und wie sie sich sonst nennen, hereinzuziehen, um dort Verstand und Herz zugleich zu veredeln. Leider ist mit dieser Wirksamkeit — wodurch sich übrigens Niemand entmuthigen lassen darf — im Vergleich zu der ungeheuren Ausdehnung des Arbeitsfeldes noch gar wenig erreicht worden. Ein lösbares, gradezu verhängnißvolles Problem in diesen Vereinen ist das der Vergnügungen. Die „Abendunterhaltungen“ mit allerlei geistigen Genüssen reichen nicht aus. Wie die menschliche Natur einmal ist, verlangt sie, wenigstens in den Jugendjahren, von Zeit zu Zeit einen Ausbruch rein materieller Freude: das Tanzen ist eine psychologische, oder wenn man will, eine physiologische Nothwendigkeit. Wo aber fände sich in dem Rahmen unserer Frauenvereine auch nur die Möglichkeit eines Balles? Man ist also gezwungen, die Arbeiterinnen hinsichtlich dieser Vergnügungen sich selbst zu überlassen, d. h. sie grade im gefährlichsten Momente aus der Hand zu geben. Und wie verhält es sich mit jener Klasse von Mädchen, welche man sich als das Contingent der weiblichen Gewerbeschulen zu denken haben würde? Gewiß der Gedanke dieser Schulen ist gut, aber wie steht's um seine Ausführbarkeit, wie um die Lebensfähigkeit derartiger Institute? Mir wenigstens ist sehr zweifelhaft, ob dieselben auf genügenden Besuch zu rechnen haben würden. Man erwäge wohl, die Gewerbeschülerinnen würden sich schon zum großen Theil aus den Töchtern armer oder verarmter Familien der sog. besseren Stände rekrutiren müssen.

Leider aber würde dort nur zu oft das thörichte Vorurtheil gegen solche praktische Beschäftigung des Weibes sich als unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellen. Haben wir nicht soeben erst ein klassisches Beispiel erlebt? Wie man weiß, soll fortan eine gewisse Anzahl unverheiratheter oder verwittweter Frauenzimmer im Alter von 18—30 Jahren, und mit der Bildung einer höheren Töchterschule im Telegraphendienst angestellt werden; für Berlin sind deren 90 bestimmt. Man hätte erwarten können, daß die Hauptstadt nicht allein ihren eigenen Bedarf, sondern auch noch zum Theil denjenigen der Provinz decken würde. Statt dessen haben sich hier nur 40 junge Damen gemeldet. Traurige Wahrnehmung: während diesen „gebildeten“ Mädchen die Gelegenheit entgegengetragen wird, sich in der Freude am eigenen Thun, in der Unabhängigkeit durch die eigene Kraft des Lebens bestes Glück zu schaffen, ziehen sie es vor, bei Verwandten eine abhängige, wenig beneidenswerthe Stellung zu suchen, oder aber, auch sie verlieren das moralische Gleichgewicht und rennen ins Verderben. Nicht, daß sie sich graden Weges auf den offenen Markt begäben; so tief pflegen sie, bei einiger Klugheit, selten zu sinken. Aber aus ihnen werden jene Abenteuerinnen, die so manchen

jugendlichen Dandy an den Bettelstab und ins Zuchthaus bringen, oder, schlimmer noch, so manches eheliche Glück auf immer zerstören.

So bleibt die betäubende Erkenntniß, daß der Demoralisation der allein-
stehenden Mädchen zu wehren, eine Aufgabe ist, zu deren Größe die uns zu
Gebote stehenden Mittel durchaus nicht im Verhältniß stehen. Auf Einem
Wege jedoch wäre es vielleicht möglich, den schlimmsten Gefahren vorzubeugen:
wenn es gelänge, die Massen, die gebildeten wie die nichtgebildeten, wieder
mit wahrer Religiosität zu durchdringen. Noch ist eine derartige Hoffnung
nicht ganz aufzugeben. Wie bekannt, finden zur Zeit in Preußen die Vor-
bereitungen zu den kirchlichen Gemeindevahlen auf Grund der im September
erzöhrten evangelischen Kirchenverfassung statt. Erfreulicherweise zeigt sich
für diese Angelegenheit gerade hier in Berlin eine weit größere Theilnahme,
als selbst die Optimisten vielleicht erwartet haben. Gelänge es wirklich, die
„moderne Cultur“ mit dem religiösen Sinn zu versöhnen, dann würde ohne
Zweifel für die fernere sittliche Entwicklung unseres Volkes ein neues, ver-
heißungsvolles Fundament gewonnen sein.

Um übrigens an das Asyl für Obdachlose wieder anzuknüpfen, sei zum
Schluß noch eines Vereines erwähnt, der sich in anderer Richtung ebenfalls
um das leibliche Wohl der ärmeren Bevölkerungsklasse wohlverdient gemacht
hat: des im Jahre 1866 gegründeten Vereines für Volksküchen. Er hat,
wie in einer dieser Tage gehaltenen Versammlung constatirt wurde, im vorigen
Jahre 2,315,637 Portionen verkauft und hofft, am Schlusse des laufenden
Jahres ein noch erfreulicheres Resultat aufweisen zu können. Diese beschei-
dene Wohlthat der Beschaffung wohlfeiler und guter Kost in theurerer Zeit
ist freilich nicht die Lösung der socialen Frage; aber sie ist doch unendlich
viel mehr werth, als all' die tönenden Phrasen, welche unsere Weltbeglucker
in ihren Volksversammlungen zu serviren gewohnt sind.

Nach Erwähnung dieser verschiedenen humanen Bestrebungen darf ich
nicht schließen, ohne desjenigen Vereines zu gedenken, der früher unter Lette's,
jetzt unter Gneist's Leitung, seit beinahe einem Menschenalter eine Haupt-
quelle der socialen Hilfs- und Reformthätigkeit in Preußen gewesen ist, des
„Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen.“ Von seiner am
26. d. M. abgehaltenen Jahresstizung konnte die erfreuliche Mittheilung ge-
macht werden, daß die Mitgliederzahl seit der vorjährigen Generalversamm-
lung von 183 auf 461 gestiegen ist, unter welcher letzterer sich auch 36 aus
dem nichtpreußischen Deutschland befinden. Ein hervorragendes Verdienst hat
sich der Verein in diesem Jahre durch die Entsendung kleinerer Gewerbtreibenden
und Arbeiter zur Wiener Ausstellung erworben. Im Uebrigen verfolgt
der Verein hauptsächlich die Aufgabe, durch seine Zeitschrift „der Arbeiter-
Grenzboten IV. 1873.

freund" der socialen Bewegung gedeihliche Anregung und Richtung zu geben. Seitdem es gelungen, dies Unternehmen unter die bewährte Leitung Victor Böhmert's des bekannten volkwirtschaftlichen Professors der Züricher Hochschule zu stellen, darf ihm eine ersprießliche Wirkung mehr als je gesichert gelten.

X. X.

Herrn Russell's Kriegstagebuch.*)

Der Timescorrespondent, der im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen den deutsch-französischen Krieg mitmachte, Herr W. S. Russell, ist uns Deutschen aus seinen damaligen Berichten bekannt. Wir sind ein sehr genügsames Volk und besitzen sehr wenig große Zeitungen, welche wirklich „unsere Spezialcorrespondenten“ überall hinsenden könnten, wo es interessant ist, und außerdem waren ja zufällig die Herren Engländer im letzten Kriege in den deutschen Hauptquartieren weit besser behandelt und angesehen, als irgend einer der deutschen Berichterstatter, Herr Leopold Kayßler, der offizielle, vom König ins Große Hauptquartier berufene Berichterstatter der gesammten Berliner Presse, keineswegs ausgenommen. Herr Russell und die übrigen Engländer — zuletzt war ihre Zahl keine ganz unbedeutende — verfügten bedingungslos über den deutschen Feldtelegraphen für politische und Privatmittheilungen, während kein deutscher Berichterstatter jemals auch nur eine einzige Depesche aufgeben durfte. Die Herren Engländer bezogen eine Art von Majoröverpflegung in partibus infidelium und waren namentlich in Bezug auf Neuheit und Intimität ihrer politischen Nachrichten auf durchaus große Nationen gesetzt, welche sich zu den harmlosen Novitäten der deutschen Reporter etwa verhielten wie ein englisches Lendenbeefsteak zu einer deutschen Erbsenwurst. Warum sollten also deutsche Zeitungen sich nicht der Berichte des Timescorrespondenten erfreuen, die ausschließlich aus deutschen Quellen, aus deutscher Gunst für das englische Weltblatt geflossen waren, und die außerdem den großen Vorzug hatten, in Deutschland nichts zu kosten als den Satz und Druck.

Wir sind sehr gutmüthig, wir Deutschen, und haben uns von diesen

*) Mein Tagebuch während des letzten Großen Kriegs. Von W. S. Russell, Verf. der Britischen Exped. nach der Krim; Mein Tagebuch in Indien, 2c. London u. New-York, George Routledge u. Son. 1874.